



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Notizen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Bravo! frohlockte der Oberst dazwischen.

Meine Wiederaufnahme in das Heer — ich bin als Viceseldwebel abgegangen — war „unmöglich“ gemacht, fügte der „blasse Heinrich“ bei.

Du bist also ebenfalls ein Märtyrer, hob Mirbl mit Nachdruck an, nämlich ein Burschenschaftlicher.

Bei diesen Worten nahm Kautschut rasch seinen Hut und ging mit den Worten ab: Die Bedingung unsers Zusammenbleibens war, daß politische Erweiterungen fernbleiben sollten; diese Bedingung ist verletzt!

Haha! lachte Mirbl ihm nach, der Ministerialrat wittert hier Demagogie! Überlebter Standpunkt! Fürst Bismarck hat selbst das Reichsbanner entfaltet und sieghaft aufgepflanzt, das man den Burschenschaftlern einst entwunden hatte!

Kind! unterbrach ihn Genferich, lassen wir das! Es streift in der That ein Gebiet, das wir aus unsrer harmlosen Vereinigung ausgeschlossen wissen wollten.

Er war aufgestanden, Raß flüsterte ihm noch etwas zu und wandte sich dann auch an Mirbl.

Das versteht sich von selbst, sagte der Oberst, es hätte längst aufgeklärt werden müssen. (Fortsetzung folgt.)



## Notizen.

Peter der Große auf Reisen. Der nachfolgende, 1717 französisch geschriebene Brief, ein bisher nicht an die Öffentlichkeit gelangter authentischer Bericht eines ungenannten Verfassers, bietet eine Schilderung des berühmten Zaren, wie sie drastischer und ungeschminkter wohl selten gefunden werden wird. Er bezieht sich auf den Aufenthalt Peters des Großen, den er 1717 auf seiner Reise in das Bad Pyrmont auf dem Schlosse zu Harburg nahm. Peter war Anfang April vom Haag nach Paris gereist, blieb dort vier Monate, ging dann nach Amsterdam zurück, wird im August in Pyrmont gewesen sein und traf am 21. Oktober 1717 wieder in St. Petersburg ein. Der Brief lautet:

Mein Herr! Der Zar hat nach seiner üblichen Gewohnheit einen ganzen Tag unnützerweise auf sich warten lassen. Er kam endlich letzte Mittwoch gegen sieben Uhr abends in einer kleinen, schmucken, achtrudrigen Schaluppe an, die Ruderer in Blusen und mit kleinen roten Mützen auf dem Kopfe. Der Zar saß allein am Steueruder, die Herren seines Gefolges zu seiner Rechten und Linken, alle unter einem Zeltdach, ausgenommen die Ruderer. Se. Majestät wurde bei ihrer Ankunft durch eine dreimalige Abfeuerung von neununddreißig Kanonen begrüßt. Sie war sehr nachlässig gekleidet: ein scheußlicher blauer Rock, ein Gürtel von schwarzem Leder, ehemals mit feinen Goldfäden gestickt, in Violet spielende Matrosenhosen, zimtfarbene Strümpfe und ein alter Hut ohne Garnierung, sodaß ihm die Knopffseite auf die Nase herabhing; vielleicht hatte er ihn absichtlich so machen lassen, um gegen die

Sonne geschützt zu sein, obgleich er, wie gesagt, das Belt über sich hatte. Ein Priester, ein Kammerherr, sein Adjutant, sein Arzt, ein Zwerg so hoch wie ein Kohlkopf (chou), etwa zwanzig Jahre alt, einige Lakaien und zwölf Grenadiere machten sein Gefolge aus. Als er aus Land gestiegen war, warf er sich in die Karosse des Oberhauptmanns,\*) wir andern folgten zu Fuß. Er kam zuerst auf dem Schlosse an. Frau von Spörken empfing ihn. Aber da er Eile hatte, seine Hosen herunterzulassen, lief er durch alle Zimmer und begab sich direkt in die Schloßkapelle, indem er glaubte dort den „Cacador“ zu finden. Wer war in Verlegenheit? Das war Frau von Spörken. Allein mit einem Manne, dessen Qualen sie erraten mußte, bezeichnete sie ihm endlich halb durch Zeichen, halb durch Worte den Ort. Das war das erste Geschäft, welches Se. Majestät bei ihrer Ankunft auf dem Gebiete des Königs [von England und Kurfürstens von Hannover] verrichtete. Mittlerweile kamen wir an und fanden Se. Majestät in Wahrheit einer großen Last entledigt, aber sehr in Unruhe, da sie sich nicht entschließen konnte, ob sie weiter reisen oder bleiben sollte. Endlich entschied sie sich so: „Da wir hier gut aufgehoben sind, so laßt uns bleiben.“ Sie forderte ein Glas Bier, der Oberhauptmann reichte ihr dieses, demnächst forderte sie Wein, er gab ihr Burgunder, welchen sie so vortrefflich fand, daß sie erklärte, davon mitnehmen zu wollen.

Von Zeit zu Zeit sprach der Zar sehr gnädig zu seinem Gefolge, indem er ihnen die Hand auf die Schulter legte oder sie beim Arme erfaßte. Mein Vater fragte den Zar, ob Se. Majestät ihm die Ehre erweisen wolle, die Parole auszugeben. Er verbeugte sich und antwortete, daß er hier garnichts zu befehlen habe. Er beauftragte den Oberhauptmann, an den Dr. Ebel zu schreiben, er solle nach Pyrmont nachkommen, versprach Herrn von Spörken sein Porträt, indem er hinzufügte, sie hätten nur nötig, ihm den Maler zuzuschicken. Als endlich Se. Majestät sich langweilte, sagte sie, sie wolle den Ort sehen, wo das Wachs gebleicht würde. Die Karosse wurde bespannt und in der Erwartung derselben verzehrte der Zar schnell eine Orange; die Karosse fuhr vor, siehe da! holterdipolter saß der Zar darin mit seinem Hofkavalier. Aus Respekt wollte der Oberhauptmann sich dem Zar nicht gegenüber setzen, aber dieser faßte ihn beim Arme und nötigte ihn, dort Platz zu nehmen. Dies gelang nicht, ohne daß der Oberhauptmann ihm auf den Fuß trat, was verursachte, daß er auf Moskwowitsch einen Schrei ausstieß, der mehr aus Konsonanten als aus Vokalen zusammengesetzt war. Die Karosse fuhr ab, und der Zar sah, was er sehen wollte.

Während seiner Abwesenheit kamen der Großkanzler [Goloffkin] und der Fürst Kurakin, welche Sr. Majestät ein wenig mehr Glanz verliehen; der erstere ist ein großer Mann, welcher nur mittelst eines Dolmetschers spricht und dessen Kopf ein gesundes Urteil in sich zu schließen scheint; das Gefolge sagte uns, er sei bei seinem Herrn allmächtig; den zweiten Herrn werden Sie kennen.

Sobald der Zar zurückkam, fand er die Tafel gedeckt. Den Lehnstuhl am Ehrenplatz beachtete er nicht, er setzte sich gegenüber, und mit seiner Erlaubnis nahmen die Damen Platz; an der Tafel saßen zwölf Personen. Eine zweite Tafel war für das Gefolge da, und anderswo eine dritte für die Dienstboten und Matrosen, denen man auf Befehl des Zaren nur Wein zu trinken gab. Der Zar aß sehr wenig und Frau von Spörken, welche zu seiner Linken saß, erduldet drei oder vier *soupirs à la Hollandoise*, auf die sie nicht vorbereitet war, sonst würde

\*) Georg Friedrich von Spörken war Oberhauptmann in Harburg und wohnte auf dem dortigen Schlosse.

sie die Nase abgewandt haben. Das, was der Zar nicht nach seinem Geschmacke fand, gab er seinem Kanzler, nachdem er es gekostet hatte. Endlich als er nicht mehr bei Tische sitzen mochte, gähnte er und machte über die Mundöffnung ein Zeichen des Kreuzes,\*) erhob sich und lief spornstreichs in sein Schlafgemach.

Am folgenden Tage um neun Uhr reiste er ab mit gleichem Kanonendonner wie bei seiner Ankunft. Ohne Lebewohl zu sagen, machte er nur den Damen, welche am Fenster standen, eine tiefe Verbeugung. In der Karosse hatte er zu seiner Rechten seinen dicken Schlingel von Priester (son gros coquin de prêtre) mit kupferfarbigem Gesicht, welcher eine genauere Beschreibung verdiente, wenn nicht das nicht zu weit führte; der geringste seiner Fehler war, daß seine Socken wie alle ††† rochen. Der Arzt saß dem Priester gegenüber, und der Zwerg zwischen den Beinen des Zaren. Er hat nicht ein Geschenk gemacht.

Ich kann Ihnen versichern, mein Herr, daß der Zar sich nicht mit dem Fuße schnäuzt, was man sehr wohl an dem Rockärmel sieht. Er hat allerdings ein Schnupftuch, aber er besitzt das Geheimnis, sich desselben nicht zu bedienen, indem er die Finger auf der Nase reiten läßt (en mettant les doigts à cheval sur le nez). Uebrigens schien er nicht vergnügt; er ist sehr mager und beklagte sich bei Frau von Spörken, daß er alt werde, daß er schon fünfundvierzig Jahre alt sei. Einige Personen waren verdrießlich, daß Se. Majestät nicht viel mit ihnen sprach. Sie wissen, mein Herr, daß der Zar zuweilen genötigt ist, konvulsivische Bewegungen zu machen; eine machte er unter andern bei Tische, welche Schrecken erregte. Da er wenig aß, aß er ziemlich sauber. Man gab ihm italienischen Wein zu kosten, er spie das Wenige, was er davon genommen hatte, wieder aus. Man bot ihm Forellen an, er hielt sie an die Nase, rümpfte diese und gab jene zurück. Ich sage Ihnen nichts von den Herren seines Gefolges, weil — ich versichere Ihnen — sie nicht der Rede wert sind, ausgenommen den Großkanzler und den Fürsten Kurakin. Kaum waren sie angekommen, so forderten sie Pfeifen, Tabak und Branntwein. Es waren Schmutzfinken, Stinker, Grobian's. Der Arzt war recht nett.

Sie werden hierin vielleicht besond're Umstände finden, welche andre Ihnen nicht berichten können. Ich bin mit Ehrfurcht, mein Herr, &c.

Eine verlorene Schrift Winkelmann's. Zu Anfang des Jahres 1767 hatte Winkelmann seine „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Altertums“ herausgegeben. Dann rüstete er sich zu der Reise, die ihm so verhängnisvoll werden sollte: am 10. April 1768 trieb ihn das Heimweh nach den geliebten Freunden auf den Weg nach Deutschland.

Unter den Fremden, die ihn in diesen Monden der Hoffnung und Vorbereitung auffuchten, waren vornehme Gäste aus dem Norden: Graf J. J. Schumaloff, der Gründer der Moskauer Universität, Graf Cyrill Grigoriowitsch Rasumowski, gewesener Hetman der Kosaken und Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften, und sein Sohn Alexey, von 1810 bis 1816 russischer Unterrichtsminister. Mit ihnen kam als Reisebegleiter und Hofmeister des jungen Rasumowski der Professor Ludwig Heinrich Nicolay aus Straßburg, ein junger Dichter, der sich durch seine späteren Werke ein Anrecht erworben hat, neben und nach Wieland zu den Poeten gezählt zu werden, die dazu beitrugen, den Stil der deutschen Poesie leichter und gefälliger zu machen und aus den Literaturen des Südens und Westens

\*) Aus Aberglauben, damit kein böser Geist in den Mund fliege.

eigenartige und fesselnde Stoffe nach Deutschland einzuführen. Er wurde unter Kaiser Paul I. ein einflussreicher Mäcen am russischen Hofe, seine Stellung als Kabinettsverwalter des Kaisers, als Sekretär der Kaiserin, als Präsident der Akademie der Wissenschaften und sein eignes großes Vermögen gaben ihm manche Gelegenheit, sein Interesse an Kunst und Altertum zu bethätigen. Ein Zeugnis eingehenderen Studiums ist seine Geschichte der Steinschneidekunst, die er in der Form eines Lehrgedichtes an Voß, den Erzieher seines Sohnes, richtete.

Diese Liebe zu Kunst und Altertum hatte Nicolay schon als Straßburger Student bewiesen; als er mit Winkelmann in Berührung kam, mußte er einen guten Eindruck auf ihn machen. Aber alles, was uns von dem Verkehr zwischen beiden erhalten ist, sind zwei Briefe Winkelmanns. Der eine von ihnen ist wichtig: er giebt uns Kunde von einem unzweifelhaft wertvollen Werke des großen Pfadfinders unsrer klassischen Bewegung, einem „Gespräche . . . . .“, das leider unwiederbringlich verloren ist; andererseits ist er ein Zeugnis von den widerwärtigen Hindernissen, die unserm großen Landsmanne im Wege lagen. Beide Briefe sind ohne Datum, der zweite ohne Adresse.

## 1.

Mein hochgeschätzter Herr!

Die Art mit welcher Dieselben das Gespräch von mir verlangte, verdienete nicht allein, Ihnen dasselbe unverzüglich mitzutheilen, ja ich würde eine besondere Abschrift mit eigener Hand verfertigen. Allein ich habe dieselbe vertilget, da mir über die Zuschrift der Abhandlung von der Empfindung des Schönen, die einem jungen Biesländer zugeschrieben wurde, etwas Schuld gegeben ward, wovon ich noch izo keinen deutlichen Begriff habe. Diesen Verdacht würde ich durch gedachtes Gespräch, bey groben Sinnen, wieder mich bestärket haben, da ich sowohl den Beschreibungen als den Ausdrücken allen möglichen Reiz zu geben gesucht, u. mich sonderlich über das jugendliche Nackende von der höchsten Schönheit so erklärt habe, daß ich es unter meinem Namen nicht hätte können erscheinen lassen. Mein im Unwillen gefasster Schluß gereuet mich, aber ich kann den Verlust nicht ersetzen, da es ein Aufsatz von langen Denken u. wirklicher Betrachtung war. Ich kan mit nichts aufwarten, als mit den gedruckten Anmerkungen über die Geschichte der Kunst, u. mit einem guten Herzen, mit welchem ich die Ehre habe zu seyn

Adresse:

A Monsieur  
Monsieur Nicolai.

Dero  
gehorsamster Diener  
Winkelmann.

## 2.

Mein wehrtgeschätzter Herr

Nach Lesung des schönen und zärtlichen Gedichts, welches Sie die Gewogenheit gehabt haben, mir mitzutheilen, bedauere ich noch mehr als ich bereits vorher gethan habe, die Ehre einer genaueren Bekantschaft nicht erlanget zu haben, in welcher ich nicht unthätig gewesen (seyn) würde. Da ich nun wegen meiner sehr nahen Abreise in mein Vaterland nicht hoffen kann, Denenselben persönlich aufzuwarten, wünsche ich tausend Vergnügen auf Dero ferneren Reise u. empfehle mich zu geneigten Andenken.

Die Briefe befinden sich jetzt im Besitze der Baronin Nicolay auf Monrepos in Finland. Durch die Zuorkommenheit dieser Dame, namentlich aber durch die thätige Hilfe eines wackern deutschen Landsmannes, des Dr. G. Schmid am philologisch-historischen Institut zu St. Petersburg, der die Abschrift besorgte, sind sie

mir für eine Abhandlung über den Dichter Nicolay, die ich unter der Feder habe, mitgeteilt worden.

Straßburg.

Wilhelm Bode.

Ein bißchen Griechisch. In Nr. 3 der „Gegenwart“ belehrt ein Herr Moriz Alsberg die Leser in einem Artikel „Die Genossenschaft im Tier- und Pflanzenreiche,“ daß der Ausdruck Symbiose von De Bary in die Naturwissenschaften eingeführt worden sei, und bemerkt dazu, daß dieser Ausdruck „vom griechischen *συμβίωσις*“ herkomme. Die Leser der Grenzboten, die zufällig einen Sohn in der Obertertia des Gymnasiums sitzen haben, mögen ihm diese Ableitung zu seiner Erheiterung mitteilen.

In dem Kampfe gegen die thörichten Angriffe, die von gewisser Seite gegen den Unterricht im Griechischen auf unsern Gymnasien gemacht werden, kann man sich gar keine bessere Waffe wünschen, als die schauerhafte Blöße, die sich die meisten unsrer Zeitschriften geben, so oft sie einmal ein griechisches Wort anführen. Und doch können sie's nicht lassen! So ein bißchen Griechisch, es ist doch zu hübsch, es giebt der Zeitung gleich so ein gewisses Air. Freilich, den Accent auf das griechische Wort zu setzen, ist eine kitzliche Sache, am klügsten ist es, ihn wegzulassen. Ist er aber gesetzt, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß er in der Hälfte aller Fälle falsch ist, und in den Fällen, wo er richtig ist, ist sicherlich irgend ein anderer Bock in dem Worte: ein falscher Buchstabe (sieht man doch gewisse griechische Wörter, selbst wenn sie mit deutschen Buchstaben gedruckt sind, regelmäßig falsch, wie philanthropisch, Rhythmus, Logogryph, wofür stets philantropisch, Rhythmus, Logogryph erscheint) oder, wie im vorliegenden Falle, wo sich der Verfasser gar auf das Gebiet der Formenlehre gewagt hat, ein feister grammatischer Schnitzer, ein „Doppelhadsch,“ wie wir als Schuljungen sagten.

Ja ja, das liebe Griechisch — man kann fürchterlich dabei hineinfallen. Ist es doch vor kurzem sogar einem Professor an einer berühmten deutschen Universität begegnet, daß er in seiner Antrittsvorlesung in der Aula vor feierlicher Versammlung behauptet hat, Biologie komme her von τὸ βίον!

Wie beugt man solchen Fatalitäten vor? Dadurch, daß man Griechisch lernt? ordentlich lernt? Oder dadurch, daß man den Unterricht im Griechischen — abschafft? Antwort, ihr Herren vom „Realgymnasium“!



## Literatur.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte.  
Herausgegeben von H. v. Zwiédineck-Südenhorst. Erster Band. Jahrgang 1884. Stuttgart, F. G. Cotta.

Im verflossenen Jahre ist eine neue Zeitschrift ans Licht getreten, welche sowohl durch die Namen ihrer Mitarbeiter, wie durch den Zweck und die Richtung des Unternehmens selbst besondern Anspruch auf die Teilnahme des Publikums hat: die „Zeitschrift für Allgemeine Geschichte,“ herausgegeben von H. v. Zwiédineck-Südenhorst. Das neue Unternehmen ist „allen gewidmet, welche Geschichte lesen wollen, Geschichte in ihrem weitesten Begriffe, in welchem sich alle Elemente des